

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 153.

Berlin, Dienstag den 23. Dezember

1845.

Moldau und Walachei.

Die Walachen.

Geschichte. — Sprache. — Charakter. — Märchen.

Als Gegenstück zu seiner vor drei Jahren erschienenen, eben so anziehenden als belehrenden Schilderung der südlichsten Ecke des deutschen Sprachgebietes^{*)}, entrollt Prof. Schott in Stuttgart uns diesmal ein Lebensbild aus dem äußersten Westen der deutschen Sprachgränze. Doch nicht die Deutschen selbst in Siebenbürgen sind es, auf die er die Betrachtung lenkt, sondern ihre Nachbarn, die Walachen^{**}), ein Volk, welches als natürliches Gegengewicht panslawistischer Bestrebungen die Beachtung der Deutschen schon längst in weit höherem Grade hätte finden müssen, wenn die Deutschen bereits fähig wären, sich als ein Volk nicht nur zu denken, sondern auch zu fühlen, als ein Volk zu handeln, als ein Volk gegen gefährliche Uebergriffe der Nachbarn mit entschiedener Politik aufzutreten. Die Donau ist dem Deutschen wichtiger als der Oregon den Briten, die Politik des slavischen Monarchen ist schlauser als die der amerikanischen Demokraten; wer nimmt sich's zu Herzen?

Aber es sind ja Märchen, die den Hauptinhalt des Buches bilden! Nun, der günstige Leser möge sie nicht sogleich mit vornehmer Geringschätzung in die Bibliothek seiner Kinder verbannen. Märchen, aus dem Munde des Volkes geschöpft, bergen unter unscheinbarer Hülle gar manches Goldkorn, und gerade die von dem Verfasser mitgetheilten sind sehr reich an solchem Gehalte. Ueberdies hat Herr Schott zu besonderem Nug und Frommen der Alten eine Einleitung vorangeschickt, aus der wir nun zunächst das Wichtigste mittheilen wollen.

Geschichte.

Die Walachen bilden, bald in überwiegender, bald in untergeordneter Anzahl, einen großen Theil der Bevölkerung Ungarns, Siebenbürgens, der Moldau, Bessarabiens und der macedonischen und thessalischen Gebirge. Um den Ursprung des Volkes oder — was auf dasselbe hinauskommt — der Sprache zu verstehen, muß man auf die Römer zurückgehen. Diese eroberten bereits zwischen 230 und 219 v. E. einen großen Theil der Küste von Ägypten; im Jahre 167 vereinigten sie Macedonien, im Jahre 35 Pannonien und im Jahre 29 Mösien mit ihrer Weltmonarchie. Doch erst dem Kaiser Trajan gelang es, siegreich über die Donau zu dringen, die Macht des dacischen Herrschers Decebalus zu brechen und das Land (106) in eine römische Provinz zu verwandeln. Als Gränzen dieser Provinz bezeichnet Ptolemäus die Theis, den oberen Dniester, den Pruth und die Donau; sie umfaßte also nach heutiger Benennung einen Theil von Galizien, die Bukowina, die Moldau, die Walachei, Siebenbürgen, das Banat, und von Ungarn ungefähr ein Drittel, das östliche.

Es war römischer Brauch, sich in den unterworfenen Ländern alsbald anzusiedeln. Nach Dacien berief Trajan Kolonisten aus allen Theilen des Reiches. Die Einwanderung ward sehr zahlreich, denn das reiche Land lockte und seine Bevölkerung war durch Krieg und den freiwilligen Abzug derjenigen, die sich der römischen Herrschaft nicht fügen mochten, sehr geschwächt.

Nur ungefähr 160 Jahre blieb Dacien, das Land im Norden der Donau, römisch. Während des dritten Jahrhunderts ward es von den Goten überflutet und diesen nach langer vergeblicher Gegenwehr durch Aurelian endlich förmlich abgetreten (272). Trajan's Eroberung hatte den Namen des trajanischen Daciens erhalten; um doch hinfort auch noch ein Dacien zu haben, benannten die Römer jetzt einen Theil Mösien's, das Land im Süden der Donau, bis an den Pänus (Balkan) hin, aurelianisches Dacien. Dorthin verpflanzte der Kaiser einen Theil der Bewohner des aufgegebenen Landes, während eine immerhin bedeutende Anzahl unter gotischer Herrschaft zurückblieb.

Die große Völkerfluth nahm ihren Lauf vornehmlich durch jene Gegenden, die untere Donau entlang. Auf die Goten folgten im 4ten und 5ten Jahr-

hundert die Hunnen, dann zu Anfange des 6ten die Slaven, dann um 560 die Langobarden und Awaren, dann um 680 die Bulgaren, dann um 890 die Madjaren, dann die Petschenegen, ein türkischer Stamm, um 915, endlich, während des 11ten und 12ten Jahrhunderts, die stammverwandten Kumanen (Polowzen) und Usen. Gegen sie wurden von den Madjaren die sogenannten Sachsen und die deutschen Ritter zu Hilfe gerufen, welche endlich dem Andränge steuerten.

Jetzt erst konnte ein geordneter und sicherer Zustand in diesen Gegenden gedeihen. Radul der Schwarze, ein Boiwode der Walachen, gründete um 1290 im siebenbürgischen Gau Fogarasch, d. h. am oberen Lauf der Muta, an den Gränzen seiner Herrschaft, den Staat, welcher unter dem Namen der Walachei bis jetzt besteht. Walachen und Sachsen werden unter den Ansiedlern ausdrücklich genannt. Vollkommen unabhängig scheint die Walachei nie gewesen zu seyn; aus der Obmacht der Ungarn kam sie in die der Türken, um aus dieser allmählig in die Hände Rußlands zu gleiten. — Die Moldau ward zu einem Reiche (1359) durch Dragosch, einen klugen, tapferen Mann aus dem Stamme der Walachen, die in der Marmarosch, am oberen Laufe der Theis, wohnten. Auch ihre Einwanderer waren Walachen, auch sie wohl nie völlig unabhängig, anfangs schwankend zwischen Ungarn und Polen, dann zwischen diesen beiden und der Türkei, dormalen in die Hände Rußlands gleitend.

Das aurelianische Dacien verfolgte seinen eigenen Weg. Im Süden der Donau erhielten sich die Bulgaren. Sie kamen zwar 794 unter byzantinische Herrschaft, scheinen jedoch immer eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt zu haben. Ihre (mongolische) Sprache hatten sie gegen die der unterjochten Slaven vertauscht, doch ward neben dieser die walachische noch geredet, weshalb die Namen der Walachen und Bulgaren in jener Zeit nicht streng geschieden erscheinen. Auf dem Pindus, der Macedonien und Thessalien von Albanien trennt, wird bis auf diesen Tag walachisch gesprochen, vielleicht selbst auf dem Pänus; früher scheint die Sprache vom Pindus in den Pänus gereicht und mit dem Dacowalachischen geographisch zusammengehungen zu haben.

Das Christenthum hatte schon in der gotischen Zeit Wurzel gefaßt, da bereits um die Mitte des vierten Jahrhunderts Nilfas, Bischof der Westgoten in Mösien, die Bibel für sein Volk übersezte. Unter den nachrückenden asiatischen Völkern konnte es natürlich nicht den herrschenden Glauben bilden, doch wird es eben so wenig ausgerottet worden seyn, da Völker dieser Art nicht in so hohem Grade uneduldsam zu seyn pflegen und überdies der für solchen Zweck nothwendigen ausgebildeten Staatsform entbehren. Doch erhielt das Christenthum in jenen Gegenden erst wieder einen sicheren Halt, als sich der Bulgarenkönig Bogoris (863 oder 864) zu demselben bekannte und es auch seinen Unterthanen aufnöthigte. Zuletzt wurden die Kumanen in der Moldau (zu Anfange des 13ten Jahrhunderts) bekehrt. Die verschiedenen Völkerschaften der unteren Donau schwankten lange Zeit zwischen der römischen und der griechischen Kirche, bis endlich die griechische über die unablässigen Bemühungen der römischen den Sieg davontrug.

Sprache.

Bei dem wirrenden Völkergedränge ist in den Sprachen jener Länder nicht viel Ordnung zu hoffen. Die Sprachen der Goten, Hunnen, Awaren, Petschenegen, Kumanen sind völlig untergegangen; erhalten haben sich nur die walachische, die slavische, die ungarische, von diesen aber hat keine die anderen aufzufangen vermocht.

Frägt man nach der geographischen Vertheilung dieser Sprachen, so zeigt Schaffaril's fleißig gearbeitete Sprachkarte Ost-Europa's den Boden des alten trajanischen Daciens in der Hauptsache noch jetzt von Walachen besetzt. Sie bilden im Norden der Donau eine große von Slaven und Madjaren begränzte Sprachinsel, innerhalb welcher Madjaren und Deutsche, zum Theil in bedeutender Ausdehnung, eingesprengt erscheinen. Von den 2,056,000 Bewohnern Siebenbürgens — denn in dieses Land fallen die gemischten Ansiedler — gehören etwa 900,000 der walachischen Zunge an; die Madjaren zählen 700,000, die Deutschen 250,000; den Rest mit 206,000 bilden etwa zur Hälfte Slaven, sodann Griechen, Armenier, Juden, Zigeuner. Die Walachen sind mithin der zahlreichste Stamm, und ihre Sprache beherrscht den Verkehr und den Handel.

Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse im aurelianischen Dacien. Hier bewohnen die aurelianischen oder macedonischen Walachen nur den Kamm und

*) Die deutschen colonien in Piemont ihr land ihre mundart und herkunft. ein beitrug zur geschichte der alpen. von Albert Schott. Stuttg. u. Tübingen. J. G. Cotta. 1842. 8. XVI u. 348 SS.

**) Walachische mährchen herausgegeben von Arthur und Albert Schott. Mit einer einleitung über das volk der walachen und einem anhang zur erklärang der mährchen. Stuttg. u. Tübg. J. G. Cotta. 1845. 8. XVI u. 384 SS.

die Seitenabhänge des Pindus, auf der Westseite von Albanern oder Arnauten^{*)}, auf der Ostseite von Slaven und Griechen eingeschlossen. Die Hauptstadt dieser Walachen, Mezzowo, zählt an 1000 Häuser. Wegen der rauhen Luft treibt dieses Gebirgsvolk wenig Ackerbau, aber desto bedeutendere Vieh- und Alpenwirtschaft. Doch auch in mehreren Handwerken sind die aureliantischen Walachen geschickt; so verfertigen sie namentlich vorzügliche Metallarbeiten, als eingelegte Waffen und Rüstungen, auch die in allen mittelländischen Häfen bekannten wasserdichten Kapuzmäntel. Walachische Krämer und Handwerker trifft man in allen Städten der europäischen Türkei, ja selbst bis Ungarn und Oesterreich treibt sie der Reiz des Erwerbes. Die Grenzen der Sprache ziehen sich freilich immer mehr zusammen; dasselbe ist, wenn auch in geringerem Grade, der Fall bei den trojanischen Walachen.

Die walachische Sprache ist eine Tochter der lateinischen, wie die französische, italienische, provenzalische, spanische, portugiesische, hat aber in Folge der außerordentlichen Völkermischung, die in jenen Gegenden vorgegangen ist, eine Menge fremder, namentlich slavischer Wörter aufgenommen, so daß kaum die Hälfte ihrer Bestandtheile lateinisch geblieben ist, die Wurzeln der anderen Hälfte aber im slavischen, albanischen, griechischen, deutschen, madjarischen, türkischen u. s. w. zu suchen sind. Herr Schott giebt für den Einfluß jeder dieser Sprachen eine Menge Beispiele und fügt auch zu den drei bisher aus Murgus Buche^{**)} bekannten Volksliedern drei neue hinzu.

Ein besonderes Lob verdient das Walachische wegen seiner Alterthümlichkeit, welche daraus zu erklären ist, daß es in Folge seiner Abgeschlossenheit von dem übrigen romanischen Sprachganzen in der Entwickelung zurückgeblieben ist. Einen ähnlichen Charakter zeigt aus derselben Ursache das Churwelsche oder die romanische Sprache des Churer-Landes oder Graubündtens, die im Rheinbezirk Grischun rumonsch, im Engadin Ladin heißt^{***)} und der am frühesten ausgebildeten romanischen Sprache, dem Provenzalischen, sehr nahe steht.

Der Grund, weshalb die lateinische Sprache in Dacien die herrschende geworden, obgleich die Römer das Land nur 160 Jahre lang besaßen, ist darin zu suchen, daß die besiegten Völker den Siegern in der Bildung nachsahen; das Latein, als Sprache des gebildeteren und herrschenden Volkes, lockte mithin die Barbaren doppelt, sobald einmal ihr Stolz gebrochen. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich unter ähnlichen Verhältnissen in allen von den Römern unterworfenen Ländern, und nur die Griechen machten, eben weil sie ihren Siegern an Bildung überlegen waren, eine notwendige Ausnahme. So beherrschten in den letzten Jahrhunderten vor dem Anfange des Mittelalters zwei Sprachen die gebildete Welt: die griechische den Osten, die römische den Westen. Vor der lateinischen wichen denn die Landessprachen zurück, so in Oberitalien, Rätien, Gallien, Britannien die celtische, in Spanien die iberische, in der Walachei die Illyrische. Doch ward keine dieser Sprachen völlig vertilgt. Das Keltische erbielt sich bis auf diesen Tag in Hochschottland, Irland, Wales und der Bretagne, das Iberische in den balearischen Landschaften, das Illyrische in Albanien, weil in diesen abgelegenen Gegenden das Bedürfnis einer gebildeten und Verkehrssprache sich weniger geltend machte.

Jenen natürlichen und von selbst wirkenden Ursachen kamen die Römer überdies durch wohlüberlegte Anordnungen reichlich zu Hülfe; dazu gehören die Ansiedlung altrömischer Unterthanen in den bedeutendsten Orten der obersten Länder, die großartigen Heerstraßen, welche, mit kluger Berechnung angelegt, alle einzelnen Theile der Provinz zu einem neuen Ganzen verbanden, die Verwaltung der Regierung und des Rechtes in lateinischer Sprache. Endlich erklärten noch zwei andere Umstände den festgewurzelten Haß der romanischen Sprache gerade in der Walachei. Die römische Herrschaft hatte sich nämlich schon seit der Mitte des dritten Jahrhunderts v. E. in der Nachbarschaft ausgebreitet, und die lateinische Sprache war mithin den Daciern durch Handel und Verkehr mit Ägypten und Syrien längst bekannt, als Dacien im Jahre 106 nach Christus erobert ward; zur Ausrottung derselben aber hätten ganz andere Staatsmänner aufsehen müssen, als aus jenen erobernden Horden hervorgehen konnten.

Doch war es sicher nicht ein reines, schriftgemäßes Latein, was in Dacien gesprochen ward. Sprach ja auch in Rom, wie überall, wo eine Schriftsprache sich gebildet hat, die Menge anders als die Gebildeten und die Bücher, und dieser Unterschied wuchs mit der Entfernung von dem Mittelpunkte literarischer Bildung und spaltete sich je nach den Dialekten. Diese Sprache des gemeinen Lebens, das *Palais*, oder die *lingua rustica*, wie die Römer es nannten, muß in Dacien schon gleich anfangs bunt genug ausgesehen haben, da die Ansiedler aus allen Theilen des römischen Reichs zusammenströmten und die Eingebornen noch außerdem das Ihre dazugaben.

Als die römische Herrschaft zwar schon im Inneren vermorschte, nach außen aber noch in ihrem ganzen Glanze und in all ihrer Herrlichkeit dastand, nahmen die besiegten Völker im Osten Europas und selbst die Griechen den Römernamen, als ehrend, den unbesiegten Barbaren gegenüber an; und noch heutiges Tages würde, wie Murgu erzählt, jeder Romaner auf die Frage *que es?* antworten: *eo sum Romanu* (ich bin ein Romaner) und erst auf die wieder-

holte Frage *que Romanu?* (was für ein Romaner?) durch Moldavian, Muntian u. s. w. sein Vaterland angeben. Was der Name *Walach* ursprünglich bedeute, und von welchem Volke er zuerst gegeben sey, weiß man nicht, nur so viel steht fest, daß er den Germanen und den Slaven — denn erst von diesen haben ihn Griechen, Madjaren und Türken gelernt — einen Lateinisch, vielleicht auch einen Keltisch Redenden bezeichnete.

Ein fröhliches Gedeihen konnte die Sprache bei den traurigen Schicksalen des Volkes seit dem Untergange der römischen Herrschaft nicht gewinnen, doch beweist sie durch ihre Erhaltung die Zähigkeit des walachischen Volkes und die geringe geistige Kraft der Eroberer. Nur durch die länderbedeckende slavische Sprachfluth ist ihr ein großer Abbruch gethan worden, denn ohne diese würde sie wahrscheinlich im Süden ans Griechische stießen, im Westen ins Italienische verfließen.

Zur Schriftsprache konnte sie sich unter solchen Verhältnissen begreiflicherweise nur sehr mühsam und spät ausbilden. Die macedonischen und die thessalischen Walachen haben nur aus neuerer Zeit einige unbedeutende Werke aufzuweisen, welche nicht einmal hinreichen, ihnen die Ehre einer Schriftsprache zu verschaffen. Die Ursache dieser Magerkeit südwalachischer Schriftversuche liegt theils in der Rohheit, worin die türkische Herrschaft ihre Unterworfenen zu halten pflegt, theils in dem Uebergewicht, welches die griechische Bildung in Macedonien, Albanien und Thessalien ausübt, und in dem Gebrauche der griechischen Sprache und Schrift bei Allem, was sich auf Gottesdienst und Kirchenwesen bezieht.

(Fortsetzung folgt.)

Westindien.

Die Republik Haiti.

(Schluß.)

Die Armee, 20,000 Mann stark, marschirte in zwei Kolonnen getheilt auf verschiedenen Wegen zum Herde des Auftrubs. Die erste traf bei Neybe auf die Feinde, die hier von einem alten Franzosen, Namens Pimentel, geführt wurden, und fand so kräftigen Widerstand, daß sie nicht weiter vordringen konnte; die zweite, unter Perard selbst, verdrängte die Insurgenten aus ihrer Stellung in Azua. Während der Präsident hier sein Hauptquartier aufschlug, steigerte sich die Gährung in Port-au-Prince. Perard-Dumesle, der als Mitglied des Staatsraths daselbst geblieben war, unterrichtete seinen Vetter, den Präsidenten, von den Ereignissen in der Hauptstadt vermittelst eines Etsafettendienstes, der mit großen Kosten in einem Lande hergestellt wurde, wo nicht selten die Nachrichten von einem Ende zum anderen nur über die Vereinigten Staaten gelangen. Die Berichte Dumesle's waren der Art, daß dem Präsidenten nur ein entscheidender Schritt übrig blieb. Er erließ eine Proclamation, in Folge welcher Dumesle allen Mitgliedern des Staatsrathes von Port-au-Prince und der früheren konstituirenden Versammlung befahl, zur Armee zu stoßen. Da es aber die erste Pflicht eines Volksvertreters war, die Einheit und Untheilbarkeit der Republik zu verteidigen, so wurden diejenigen ins Gefängniß geworfen, die dem Befehle nicht gehorchten.

Die Ausdauer der Rebellen, die, zehnmal zersprengt, sich zehnmal wieder sammelten, die ermüdenden Märsche, die strengen Tagesbefehle und die Nachrichten aus Port-au-Prince brachten endlich Verwirrung und Ungehorsam ins Heer des Präsidenten. Die Reger verließen ihn in Masse, und einer seiner schwarzen Offiziere, Pierrot, den er mit zehntausend Mann nach dem Norden geschickt hatte, wurde von den Insurgenten geschlagen, warf sich ins Fort von Cap-Haiti, sammelte seine unzufriedenen Stammgenossen um sich und sagte sich vom Präsidenten los, indem er in einem Manifeste einen Theil des Nordens für unabhängig erklärte.

Jetzt handelte es sich in der That nicht mehr um eine demokratische Reaction gegen die Uebergriffe des Präsidenten. Die Reger machten Miene, sich zu vereinigen, und die Lage der Mulatten, besonders der Bewohner von Port-au-Prince, wurde kritisch. Die Letzteren sahen ein, daß es an der Zeit sey, nachzugeben und einen Präsidenten aus der schwarzen Race zu wählen. Guerrier, ein alter Soldat aus den Zeiten Christoph's, der ein Mitglied der provisorischen Regierung gewesen war, schien zur Befriedigung aller Parteien wie geschaffen. Die Reger sahen in ihm einen Vertreter ihres Stammes, während sein hohes Alter, seine Unbekanntheit mit den Staatsgeschäften und seine unmäßige Neigung zum Branntwein ein bequemes Werkzeug in den Händen der mulattischen Politiker aus ihm machten. Guerrier wurde ohne viele Umstände zum Präsidenten ernannt. Ein Journal von Port-au-Prince beschreibt seine Erwählung mit folgenden Worten: „Man kam überein, ihn auf der Parade zu proklamiren. Die Nationalgarde sollte ihn ausrufen und die Linie diesen Ruf wiederholen. Indes hätte dieser Wahlmodus Streitigkeiten hervorrufen können, und diese mußte man um jeden Preis vermeiden. Darum schickten am Morgen des dritten Mai die Bürger der Hauptstadt eine Deputation zu ihm, um ihm ihre Wünsche darlegen zu lassen. Auch aus anderen Städten waren Abgeordnete angelangt, desgleichen Offiziere aus dem Norden, die sich sämmtlich jener Deputation angeschlossen. Um neun Uhr legte der bescheidene Guerrier über seine Bedenken und nahm die dargebotene Bürde an. Mittags traten die Nationalgarde und die Linie zusammen und proklamirten den neuen Präsidenten.“

Guerrier säumte nicht, demjenigen seine Erhebung anzuzeigen, den er so plötzlich ersetzte, und forderte ihn auf, bis auf weitere Befehle, in Azua, wo er sein Hauptquartier hatte, zu bleiben. Perard's Heer war zu schwach und zu unzuverlässig, als daß er sich hätte widersetzen sollen. Später wurde er auch

*) „Aendes ist ein und derselbe Name. Der Hungriech, wie er *ἀρβανός* hat statt *ἀρβανός*, so verwandelt er auch *Αρβανίτης* in *Αρβανίτης*, *Αρβανίτης*. Daraus hat der Türke sein Arnaut gemacht, wie aus David sein Daud. Unzähligmal ändert sich im Albanischen das R statt L.“

**) Beweis, daß die Walachen der Römer unbezweifelte Nachkömmlinge sind. Oken 1830. 8.

***) Die Sprache unserer Schweizer italienischen Condottoren.

seiner militärischen Ehren für verlustig erklärt und gezwungen, das Land zu verlassen. Er schiffte sich nach Jamaika ein und lebt gegenwärtig in Kingston, eben da, wohin Boyer, der von ihm besiegt worden war, geflohen ist.

Seit Guettier's Präsidentschaft ist der frühere französische Theil der Insel in eine einzige Republik vereinigt. Guettier selbst regierte nur kurze Zeit; sein Nachfolger, der gegenwärtige Präsident, gehört ebenfalls der schwarzen Race an. Der General Pierrot gelangte theils durch Gewalt, theils auf gesetzlichem Wege zur Regierung, denn in Cap Haiti ließ er sich von den Soldaten ausrufen, während er in Port-au-Prince regelmäßig gewählt wurde. Die Mulatten sind also im Augenblick die Unterliegenden, aber die Umstände können sie heut oder morgen wieder an die Spitze des Staates bringen. Die haitische Gesellschaft befindet sich in einem Zustand der Krise, der jeden Ehrgeiz begünstigt und, wie wir fürchten, noch manchen blutigen Tag in seinem Gefolge haben wird.

Der frühere spanische Theil der Insel mit der Hauptstadt Santo Domingo hat sich in der That frei gemacht und bildet jetzt die Dominikanische Republik. Trotz der Intriguen und Feindseligkeiten von Seiten der westlichen Regierung, hat sich Santana zu behaupten gewußt. Die neue Verfassung giebt den Weißen das Recht, Grundbesitz in der Republik zu erwerben und sich naturalisiren zu lassen. Schon trägt dieser liberale Grundgesetz seine Früchte. Die Kapitalisten beginnen dem schönen Lande zuzuströmen, der Handel hebt sich, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Gebiet einer segensreichen Zukunft entgegengeht, wenn es von den anderen Mächten, oder wenigstens durch ihre Vermittelung, von der westlichen Republik anerkannt wird. Für jetzt ist zu fürchten, daß, sobald die letztere nur etwas zur Ruhe kommt, sie ihre alten Rechte mit Waffengewalt geltend macht.

Das französische Haiti, sagten wir, gehe ferneren Stürmen entgegen. Von den Ursachen dieser Gährung sind zwei die vornehmsten, eine politische und eine moralische, jene: die Maßlosigkeit der demokratischen Partei, diese: der Rangstreit zwischen den Negern und Mulatten. Die freien Ideen waren zuerst von Pétion in die Verfassung aufgenommen, der durch sie dem absoluten König des Nordens, Christoph, das Gegengewicht halten wollte. Seitdem haben sowohl Pétion selbst als Boyer das demokratische Element wieder von allen Seiten einzuengen versucht, aber es gelang ihnen nur vorübergehend, und als Boyer gestürzt war, breitete sich die Revolutionspartei mit dem Ungeflüm eines Stromes, der seine Dämme durchbrochen, über das Land aus. Seitdem nun ist zwar das haitische Volk stark und aufgeklärt genug, um einen rohen Despotismus nie mehr unter sich aufkommen zu lassen, aber noch nicht so einsichtig und würdig, um sich zu der regelmäßigen Existenz einer Nation zu erheben. Diese traurige Lage ist übrigens der haitischen Republik nicht allein eigen. Das demokratische Fieber scheint ihr von dem südamerikanischen Kontinent her zugeweht zu seyn, wo seit zwanzig Jahren die Anarchie alle Ausschweifungen begangen und alle Gestalten angenommen hat. Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß, wenn die reine Demokratie für Nationen im Alter der Mannesreise segensreich seyn kann, sie das Verderben gealterter und die Geißel junger Staaten ist? Welcher Gegensatz zwischen Nord-Amerika, das, nachdem es lange durch die Einrichtungen und Sitten gekräftigt, die ihm vom Mutterlande kamen, unter der Sonne der Freiheit zur ersten Nation der Welt heranreift, und jenen Republiken des Südens, die über Nacht auf die Sklaverei gepflanzt wurden und, nicht gehalten von der Mäßigung und dem Gemeinfinn, sich seit Jahren in unfruchtbaren Kämpfen aufreiben!

Die Nebenbuhlerschaft der Mulatten und Neger ist die andere Geißel Haiti's. Sie hindert jeden ernstlichen Fortschritt des Landes und die Herstellung einer wahren Einheit, und dennoch wird dieser Kampf der Rassen schwer auszugleichen seyn, denn die Neger haben das Uebergewicht der Zahl und der rohen Kraft und werden die Herrschaft nicht gutwillig aus Händen geben, die Mulatten stehen geistig höher und werden sich nicht gutwillig beherrschen lassen, zumal der Schein von Weiß auf ihrer Haut noch immer jenen europäischen Widerwillen gegen eine völlige Gemeinschaft mit den Negern in ihnen wach erhält.

(R. I.)

England.

Eine Familien-Oper, nach Punch, und über Operntexte im Allgemeinen.

Zu den neuesten Produkten der humoristischen Literatur Englands gehört der von den witzigen Verfassern des Punch herausgegebene Almanach: Punch's Pocket-Book for 1846. Er enthält eine Fundgrube von satirischen und launigen Einfällen, die ihn zu einem würdigen Seitenstück jenes allbeliebten Blattes machen; indessen haben sie meistens nur auf Lokalzustände Beziehung, deren lächerliche Seiten ohne fortlaufenden Kommentar einem ausländischen Publikum weder verständlich noch genießbar seyn würden. Ein Witz, der eines Kommentars bedarf, hört aber auf, witzig zu seyn. Wir wollen unseren Lesern daher nur die Parodie eines Opern-Textes vorlegen, in der sich Punch über die Gedankenarmuth und prosaische Nüchternheit dieses gar zu sehr vernachlässigten Zweiges der dramatischen Dichtkunst lustig macht.

„Von dem Wunsche befeelt, die häusliche Harmonie zu befördern“, schreibt er, „haben wir das Libretto einer Familien-Oper zu Stande gebracht. Das Sujet des Stückes besteht aus dem, was in den meisten Familien das Tagesgeschäft bildet — aus Essen und Trinken. Jede Mahlzeit giebt den Stoff zu einem Akt, und wir haben uns entschlossen, zur Probe mit dem ersten Akte anzufangen. Aus Bescheidenheit erlauben wir uns nur die Bemerkung, die sich

auch dem Publikum von selbst aufdrängen wird, daß unser Libretto in literarischer Hinsicht die Mehrzahl der heutigen Libretti bei weitem übertrifft.

Erster Akt. Frühstück.

Scene: Das erste beste Familienzimmer.

Handelnde Personen: Jrgend eine anständige Familie.

Recitativo.

Hausfrau. Herr Jemine! Neun Uhr schon auf den Schlag,
Und, wie es scheint, ist hier noch Niemand wach!
Da sieh' ich nun, der Andern gewärtig —
Am besten ist's, ich mach' das Frühstück fertig.*)

Arie. Allegro.

Siedendes Wasser und starken Thee
Sich' ich hier auf dem Tische bereit.
Auch ist kein Mangel an gutem Kaffee,
Wenn Dich die Straube Arabiens erfreut.
Doch ruhig bleibt Alles,
Ganz still ist das Haus,
Ich harre und warte
Und halt' es nicht aus.

(Die Familie tritt ein.)

Recitativo und Chor.

Hausfrau. Ihr Liebesschlaf! Seid Ihr endlich da?
Familie. Wie so? Es ist ja noch nicht spät, Mama!
Hausfrau. Nicht spät? Ei! ei! Es wird bald neune sehn.
Familie. Du irrst Dich, Mütterchen! 's ist kaum halb neun.

Tutti.

Das ist nicht hübsch } so spät zu sehn.
Wir glaubten nicht } so spät zu sehn.

Cerzett.

Hausherr. Ich bitte um 'ne Tass' Kaffee.
1te Tochter. Mama! gib mir 'ne Tasse Thee.
Hausherr. Mit drei Stück Zucker.
Hausfrau. Hier, mein Lieber!
(Giebt ihm Zucker.)
2te Tochter. Karl! reich' mir doch die Semmel 'rüber.
Sohn. Die Semmel willst Du haben, he?
(Reicht sie ihr.)

Hausfrau. Schmeckt Euch der Thee
Und der Kaffee?

3te Tochter. Noch etwas Sahne wär' mir lieber,
Mama, zu dieser Tasse Thee.

Duet.

Hausfrau. Die Sahne mußt Du ja vermeiden;
Es kann Dein Teint darunter leiden.
3te Tochter. Wirklich, Mama?
Hausfrau. Frag' den Papa.
3te Tochter. Tra la la! Tra la la!
Chor. Pariseri! Tra la la!

Terzett. Adagio.

(Sie singen alle Drei mit vollem Munde.)

1te Tochter. Dies neugelegte Ei,
Das kommt mir grade recht.
Doch, ich gesteh' es frei,
Auch der Hering ist nicht schlecht.
2te Tochter. Nach Pythagoräer-Art
Lieb' ich einfache Gerichte:
Brunnenkresse und Salat
Und gesunde, kähle Früchte.
Alle Drei. Nach Pythagoräer-Art
Lieb' ich } einfache Gerichte:
Liebt sie }
Brunnenkresse und Salat
Und gesunde, kähle Früchte.

Aria. Vivace.

Sohn. Zum Henker mit Kressen!
Ich mag sie nicht essen!
Da müßt' man ja grasen, wie's liebe Vieh.
Hier sind kräftige Speisen!
Das will ich Euch weisen:
Schönere Bratwürste sah ich noch nie.

Arie. Maestoso.

Hausherr. Raum der Schule noch entschieden**).
Sprichst Du schon wie ein Gourmet!
Sich mit Butterbrod zufrieden
Alle Morgen zum Kaffee.

Chor. Molto affettuoso.

Raum der Schule noch entschieden,
Spricht man nicht wie ein Gourmet!
Nur Butterbrod ist uns beschieden
Alle Morgen zum Kaffee.
(Sie schneiden ihm hinter dem Rücken Gesicht.)

Ha. ha! ha!

He! he! he!

(Plaisantmo.)

Welcher Unfug! He! he! he!

*) In England ist es bekanntlich Sitte, daß sich die Familie zum Frühstück an einem mit fetten Speisen — als kaltem Fleisch, Schinken, Eiern, gebratenen Häringen u. s. w. — wohlbesetzten Tische versammelt, wo die Hausfrau am oberen Ende Platz nimmt, die Speisen zerlegt und den Kaffee oder Thee zubereitet und herumreichet.

**) Dieses Wort ist zwar hier entschieden unrichtig gebraucht, doch in einem Operntexte muß man es, wo es auf den Reim ankommt, nicht so genau nehmen.

Recitativ.

Hausfrau. Habt Ihr gefräßt nun? Sprecht ohne Säumen!
 Alle. Ja wohl! ja wohl!
 Hausfrau. Dann laßt den Tisch auch räumen.

Chor. Finale.

Ohne Säumen,
 Abzuräumen,
 Aufet Räthchen
 Und's and're Mädchen,
 Ja, ruhet sie und laßt den Tisch sie räumen!
 Jetzt eilig von binnen
 Nach draußen und drinnen,
 Ja! eilet fort
 Von diesem Ort.

(Der Vorhang fällt.)

„Es ist unnötig“, bemerkt Punsch zum Schluß, „die Aufmerksamkeit sparsamer Hausfrauen auf die Vortheile zu lenken, die aus dem Umstande entspringen werden, daß sich die Familie während der Mahlzeit mit dem Singen beschäftigt, anstatt ihre ganze Thätigkeit dem Essen und Trinken zu widmen. Die ökonomischen Resultate eines solchen Verfahrens sind gar zu augenscheinlich, und wir überlassen es ihnen, aus diesem Winke den gebührenden Nutzen zu ziehen.“

Die maßlose Trivialität, durch welche sich die meisten Opernbücher auszeichnen, wird in obiger Travestie mit vielem Glück parodirt. Bei einer Oper ist die Musik allerdings die Hauptsache, aber es fehlt nicht an Beispielen, daß ein schlechter Text die schönsten Compositionen unwirksam macht. Der Operndichter sollte den Tonsetzer unterstützen; statt dessen scheint er es gewöhnlich darauf abzugeben, ihm seine Aufgabe zu erschweren. Selbst die wunderbare Musik der „Zauberflöte“ z. B. hat die unheilvolle Allianz mit den Plattitüben Schikaneder's nicht ganz vermeiden können, und sie geht weit seltener über die Bühne, als die übrigen Werke des großen Meisters. Eben so wird das „Feldlager in Schlesien“, seines musikalischen Wertes ungeachtet, schwerlich je die Popularität der Hugenotten und Robert des Teufels erreichen. Wie viel haben die französischen Operndichter für einen Auber und Halévy gethan! wie wenig die deutschen für einen Marschner und Spohr! Die italienischen Libretti fesseln mindestens durch den Reiz ihrer melodischen Sprache; man vergißt die öfteren Wiederholungen — das stets wiederkehrende amore und dolore, sento und spavento, inganno und affanno, sorte und morte — um sich an den süßen klangvollen Tönen zu ergößen. Aber in den rauheren nördlichen Mundarten kann die Schönheit des Ausdrucks den Mangel an Sinn nicht verdecken, und wo Beides fehlt — wie in der Regel bei unseren Operntexten — da entsteht eine hoffnungslose Dede hausbackener Prosa, die auch der schönsten Musik ihren poetischen Hauch benimmt und eine schwache vollends in das Gebiet des Alltäglichen herabzieht. Man wird dem Schreiber dieses vielleicht erlauben, aus seiner persönlichen Erfahrung ein Beispiel hiervon anzuführen. Die bekannte Arie Elvino's in der „Nachtwandlerin“, wo er Amine zu erkennen giebt, daß er sie, trotz ihrer vermeinten Untreue, noch immer liebt, beginnt im Original mit folgenden Worten:

Ah! perchè non posso odiarti,
 Infedel, com' io vorrei!
 Ah! del tutto ancor non sei
 Cancellata dal mio cor!

Der Gedanke ist hier, wie man sieht, der allergewöhnlichste, der Ausdruck ganz ungeschmückt, und dennoch fühlt man sich von der lieblichen Harmonie der Töne angenehm berührt. — Im Jahre 1835 wurde die Sonnambula ins Englische übersetzt, im Drury-Lane-Theater gegeben; die unvergleichliche Malibran spielte die Hauptrolle, Templeton gab den Elvin, und der Beifall war unermesslich. Im Englischen lautet obige Arie wie folgt:

Still so gently o'er me stealing,
 Memory will give back the feeling,
 Spite of all my grief revealing
 That I love thee, false one, still!

Da ist nun freilich ein großer Abstand gegen das Italienische zu bemerken; von der Cantabilität, die den Vorzug des letzteren bildet, sind nur wenige Spuren zurückgeblieben, und der Poet scheint die Anweisung Butler's zum Versmachen (One for sense, and one for rhyme, I tink sufficient at a time) pünktlich befolgt zu haben; aber von einem braven Tenor, wie Templeton, mit welcher, einschmeichelnder Stimme gesungen, bot es doch wenigstens keinen störenden Kontrast zu der Musik dar. — Viele Jahre später hörte ich die Nachtwandlerin auch in Deutschland. Die Partie des Elvin war in trefflichen Händen, und ich fand an dem Sänger weiter nichts auszusetzen, als — die Deutlichkeit seiner Aussprache. Leider aber war diese nur zu deutlich, und ich hatte das Unglück, ungefähr folgende Version der mehrerwähnten Arie zu vernehmen:

Falsch! könnt' ich Dich doch hassen,
 Wie Du es um mich verdienst!
 Könnt' ich den Gedanken fassen,
 Daß Du nie mich hast geliebt!

Unwillkürlich seufzte ich nach Rubini, rief mir die Glanztage der italienischen Oper ins Gedächtniß zurück und sang leise vor mir hin: Ah! perchè non posso odiarti!

Mannigfaltiges.

— Eisenbahnen und Posten. Das englische General-Postamt hat die Einrichtung getroffen, das vom 1. Januar 1846 ab alle Briefe aus und nach Orten, die an den Eisenbahnen des Landes gelegen und nicht weiter als 100 englische (22 deutsche) Meilen von London entfernt sind, täglich zweimal von dort abgehen und daselbst ausgegeben werden, so daß die vielen Hundert volkreichen Orte in der Runde von hundert Meilen gleichsam in den Bereich der Londoner Stadtpost kommen und die Antwort auf einen Brief, der des Morgens nach Brighton, Dover, Oxford &c. von London abgesandt worden, schon am Abend in den Händen des Absenders seyn kann. Begünstigt wird diese Einrichtung allerdings dadurch, daß 1) die Eisenbahn-Directionen sich erbieten haben, mit jedem Zug ein Brieffelleisen zu befördern, ohne daß das Postamt etwas dafür zu vergüten hat, und 2) nach jeder Richtung hin die Züge öfter als zweimal (in der Regel vier- bis sechs mal) täglich abgehen und auch des Nachts die Züge auf allen Bahnen in Bewegung sind. Erstaunlich ist es aber jedenfalls, welche Bequemlichkeiten und Vortheile die Post in England für den Penny gewährt, den sie sich für jeden Brief zahlen läßt. Nicht bloß ist darin das Brieffrägerlohn mit enthalten, das in Deutschland allein so viel beträgt, als in England das ganze Porto, sondern die Briefe werden dafür auch in den tausend Expeditionen Londons, wo man sowohl Stadt- als auswärtige Briefe abgeben kann, ohne daß für letztere ein Mehreres als der eine Penny zu entrichten ist, sündlich durch Boten abgeholt, die zu einigen Tageszeiten auch mit einer Glocke versehen sind, welche sie in kurzen Intervallen anschlagen lassen, um anzuzeigen, daß jetzt die Stunde des Abgangs gewisser auswärtiger Briefe sey, zu deren unmittelbarer Entgegennahme (ohne Vermittelung der Post-Expeditionen) sie ebenfalls verpflichtet sind. Man hat aber auch auf dem Kontinent keinen Begriff davon, zu welcher Ausdehnung der Briefverkehr in England jetzt gekommen ist. Jeder, der nur irgend etwas in der Welt zu thun hat, schreibt täglich seine Anzahl Briefe, die freilich oft nur aus zwei Worten bestehen — denn wem kann es wohl auf einen Penny ankommen? — auch sind Papier und Couverts an allen Ecken zu haben, letztere sowohl mit, als ohne Frankungskempel. Ich habe selbst in einer Londoner Buchhandlung ganze Stöße von Billets ankommen sehen, in welchen oft nichts weiter als die Frage stand: Haben Sie, oder was kostet dieses oder jenes englische oder ausländische Buch? Der Buchhändler antwortete natürlich eben so lakonisch, indem er neben die Frage Ja oder Nein und den Preis setzte, wobei also nur die Couverts gewechselt wurden. So macht es aber auch die Hausfrau, ja sogar die Köchin, die von dem entfernt wohnenden Kaufmann etwas verlangt, und die Eheherren, die am Tage in der City auf ihren Comtoiren arbeiten, korrespondiren von da aus mit ihren auf dem Lande oder in den Vorstädten residirenden Frauen eben so wie mit ihren Handlungs-korrespondenten, was Alles nicht geschehen würde, wenn nicht das Briefporto so niedrig und dabei die Gelegenheit zum Schreiben so sehr erleichtert wäre.

— Fallen und Steigen der Eisenbahn-Actien. Wenn die Passagiere auf den Eisenbahnen gut fahren, so folgt daraus noch nicht, daß auch die Actionnaire gut fahren, so wie man andererseits und in allen Eisenbahnactien-Ländern schon sehr oft die Erfahrung gemacht hat, daß die Actionnaire am besten fahren, so lange auf ihrer Eisenbahn noch gar nicht gefahren wurde. Ein Trost für die jetzigen Besitzer von Eisenbahn-Actien, die mit Dampfeschnelle eben so zurückgehen, wie sie sonst vorwärts gingen, kann vielleicht der Umstand seyn, daß in England, einem Lande, nach dem sich doch alle mit Dampf getriebenen Industrien zu richten pflegen, diejenigen Eisenbahn-Actien, deren Course jetzt zu den höchsten gehören, vor zwei bis drei Jahren so niedrig standen, daß die Besitzer, wenn sie nicht auch noch andere Mittel hatten, allgemein für ruinirte Leute gehalten wurden. Im Jahre 1843 waren die Actien der Großen Nord-Eisenbahn (Great-North-Railway), die, als Verlängerung der Nord-Mittland-Eisenbahn (North-Midland), von York über Darlington nach Newcastle führt, mit 40 pCt. Verlust nicht anzubringen, während sie jetzt ungefähr 130 pCt. über Pari stehen. Die Actien der Mittland-Eisenbahn selbst (zwischen Birmingham, Derby und York) erlitten 35 pCt. Verlust und werden jetzt mit 90 pCt. Prämie bezahlt. Die große westliche Eisenbahn (Great Western) zwischen London und Bristol hat ebenfalls schon Fluctuationen aller Art erlebt: ihre Actien, zu 80 Pfd. ausgestellt, waren noch im November 1843 zu 91 zu haben, während sie im November 1845 220 standen. Eben so wurden vor anderthalb Jahren die Actien der Eisenbahn zwischen Dublin und Ringstown mit 25 pCt. Verlust, vor zwei Monaten dagegen mit 130 pCt. über den Nominalwerth verkauft. Vor etwa drei Monaten kam an der Londoner Stocksbörse der Fall vor, daß die Versicherungsscheine einer schottischen Eisenbahn (zwischen Glasgow und Barrhead), auf welche 10 Pfd. eingezahlt waren, auf 6 Pfd. wichen; bald darauf, und zwar in sehr kurzer Zeit, stiegen sie auf 24, von welchem Course sie in wenigen Tagen eben so rasch auf 17 fielen, um dann wieder, fortwährend steigend, bis auf 40 Pfd. hinaufzugehen. Aus allem diesem geht zwar hervor, wie wenig sicher die Basis aller Eisenbahn-Speculationen sey, andererseits aber auch, daß Niemand, der gerade einmal im Besitze solcher Papiere ist, über das momentane Weichen derselben zu verzweifeln braucht.